



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Architektonische und ornamentale Formenlehre

**Seemann, Theodor**

**Leipzig, 1890**

Die Stilbildung.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76212)

## Die Festigkeit.

Das Gesetz der Festigkeit, welches besonders in allen stützenden und bindenden Teilen zum Ausdruck kommt und ihnen den Charakter der Undurchbiegbarkeit giebt, steht mit dem Gesetze der Schwere in nahem Verhältnis; denn wenn das letztere die Masse als das Unbewegliche, Unerrückbare erscheinen läßt, so versinnlicht das erstere die Kraft des Widerstandes und Zähigkeit der stützenden und bindenden Teile, ob wir darunter nun Postamente, Pilaster und Kandelaberträger oder die stützenden Füße der Tische, Stühle und anderer Gebrauchsgegenstände verstehen wollen.

Auch hierfür liefert das Pflanzenreich die passendsten Vorbilder; ist doch die Säule mit ihrem am Kapital angebrachten Blattwerk nichts als eine Übertragung der Pflanzenform auf den Stein, an dem die naturgemäße Entwicklung des Stammes nicht anders versinnlicht werden konnte, als daß man denselben, um die den Stamm verstärkenden Rippen anzudeuten, kannelierte, die Fugen der Säulentrommel sich als die Ringe und Gelenknoten dachte oder die letzteren auch durch ein den Eindruck der Festigkeit vermehrendes Bandornament ausdrückte.

Das Gesetz der Festigkeit muß sich aber auch durch eine gewisse Stärke, einen entsprechenden Umfang des tragenden Gliedes markieren, d. h. wir sollen das Gefühl haben, daß der stützende Teil fähig sei, die Last, die ihm auferlegt ist, zu bewältigen, wobei die Widerstandsfähigkeit des verwendeten Materials Nebensache ist, wo es sich um Übertragungen von Vorbildern handelt, die der Natur ihres Stoffes nach eine bestimmte Stärke voraussetzen. Eine dünne Eisensäule macht daher, da ihr stofflicher Charakter durch den Anstrich verloren geht, immer den Eindruck der Unzulänglichkeit der Festigkeit, obgleich die Art des Materials die vollkommenste Sicherheit derselben garantiert.



## Die Stilbildung.

Wie sich die Völker von einander unterscheiden durch Sprache, Religion, Weltanschauung, Sitten und Gewohnheiten, durch die erlangte Stufe handwerklicher und wissenschaftlicher Anwendung der Naturkräfte *z.*, und diese Faktoren wiederum von klimatischen, topographischen und anderen Verhältnissen abhängen, so wird auch ihre Kunstweise charakterisiert durch die Art der Auffassung ihrer der zu erfüllenden Aufgabe zu Grunde liegenden Idee, also auch hinsichtlich des etwaigen Zweckes, dem das Kunstwerk zu dienen hat, durch die Beschaffenheit und Behandlungsweise des verwendeten Materials *z.* *z.* Es muß demnach eine Gruppe von Kunstwerken derselben Nation, Gegend, Zeit *z.* gewisse gemeinsame Eigenschaften aufweisen, gemeinsamen Gesetzen folgen, so daß nur in den Grenzen dieser der Nationalität und dergl. entsprechenden Gesetze die Subjektivität des die Arbeit ausführenden Künstlers zur Geltung kommen darf.

Der Stil, d. h. die Gesamtheit solcher gemeinsamen Gesetze, kann mithin, wie die Sitte, nicht von Personen — denen man aber in etwas modifiziertem Wortsinne, auch ihren Stil, d. h. einen besonderen Ausdruck für die Allgemeinheit des Geschmacks *z.* zuschreiben kann, — gemacht werden, sondern er geht aus ganz bestimmten Verhältnissen als eine diesen bis ins Detail entsprechende Form und Norm hervor.



Der Stil bewirkt genau wie die Sitte: „im Gegensatz gegen schrankenlose Vereinzelnung und Zufälligkeit der Antriebe zum Handeln“, die Einschränkung des subjektiven, die Verhältnisse außer Acht lassenden Beliebens und der individuellen Willkür mit einer Macht, die eben in Folge ihrer naturgemäßen Entwicklung dauernd ist.

Ein Stil entsteht und fällt mit den Verhältnissen wie die Sitte und charakterisiert daher in mehr oder minder prägnanter Weise diesen oder jenen Zeitabschnitt. In sein Gebiet gehört alles das, was durch die herrschenden Verhältnisse der betreffenden Periode eine bestimmte Form erhalten hat und mindestens ein oder mehrere Menschenalter hindurch für den Zeitgeschmack maßgebend gewesen ist.

Sofern ein Stil in den einzelnen Formen, die als Äußerung seiner Gesetze erscheinen, dem allgemeinen Gesetze des Schönen entspricht, kann man ihn einen schönen Stil nennen. Manche haben daraus geschlossen, es müsse sich ein durchaus schöner Stil aus absolut gültigen Gesetzen entwickeln lassen. Da der Stil aber allemal aus der Sachlage gewisser Verhältnisse als System der diesen entsprechenden Formen hervorgeht, so giebt es selbstverständlich mehr als einen Stil. Verwandt können sie nur insofern mit einander sein, als sie unter sich gleichenden Verhältnissen entstanden sind. Formenverschiedene Stile sind im Laufe der Kunstgeschichte hie und da durch den Willen tonangebender Künstler unter dem Einflusse einer geeigneten Zeitrichtung mit einander zu einem Mischstile verschmolzen worden.

Aber der durch einheitliche Einwirkung klimatischer, religiöser, staatlicher, nationaler zc. Verhältnisse bedingte reine Stil bildet natürlich ein völlig einheitliches, in sich abgeschlossenes Formensystem, der gemischte dagegen wird oft die Harmonie einzelner Formen mit anderen vermissen lassen, ja man wird oft das Ursprüngliche der dabei ausgebeuteten einzelnen Stile auf den ersten Blick erkennen. Darin liegt der Grund, daß Mischstile nie vollkommen schön sind, denn die Schönheit eines Stils beruht nicht nur auf ornamentaler Äußerlichkeit, sondern auf zweckentsprechender, vor allem auf harmonischer Anordnung der mit einander verbundenen Glieder und weiter auf richtiger Anwendung desselben unter den gegebenen Verhältnissen. Ein Stil ist daher nur dann schön, wenn er neben einer natürlichen Gliederung wirklich harmonische Formen zeigt. Wenn aber auf künstlerische Anordnung kein Gewicht gelegt ist oder vielmehr diese nicht nur nicht berücksichtigt, sondern sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit vermieden wurde, so hat das Formsystem, welches dann nicht die Benennung Stil verdient, keinen ästhetischen Wert, da auf solche Weise nicht das Gewerbe sich durch die Kunst zu künstlerischer Bedeutung erheben läßt, worin ja die Wirkung des Stils beruht. Einen häßlichen Stil also giebt es nicht.

Da nun aber der Stil das Typische seiner Heimat an sich trägt, so kann ein jeder an sich, d. h. z. B. als arabischer, persischer, gotischer zc. schön sein, ohne gerade bei einem jeden in abweichenden nationalen oder dergleichen Anschauungen Befangenen Gefallen erregen zu müssen.

Univerfoll könnte ein Stil nur dann sein, wenn er neben zweckentsprechender und harmonischer Anordnung der einzelnen Glieder unter einander durch den edlen Schwung der Formen ein Schönes zur Schau trüge, das auf alle Kulturvölker in Folge einer ihnen innewohnenden, allen Menschen verständlichen und sympathischen Idee einen ziemlich gleichen günstigen ästhetischen Eindruck hervorriefe.

Ein solcher Stil ist, wie bereits erwähnt, unmöglich; doch haben sich einzelne Stile diesem Ziele thunlichst genähert, so besonders der gotische und griechische, die beide eben wegen ihrer vielen univerfellen, man möchte beinahe



sagen absoluten Schönheiten der Form, und wegen der diesen Formen zu Grunde liegenden universellen Ideen unter allen Längen- und Breitengraden gebildeten Menschen gefallen müssen und auch gefallen haben, wengleich auch im Allgemeinen dem modernen Geschmacke die Renaissance am meisten zusagt.

Im Gegensatz zu dem eigentlichen, allgemeinen Stil, entsteht die Manier oder der sogen. manierierte Stil, wenn sich der Künstler dem Einflusse seiner Zeit entzieht, oder mit anderen Worten, wenn er aufhört, in seinen Arbeiten das Gesetz der Kunstentwicklung nach Zeit und Volkscharakter zum Ausdruck zu bringen. In wie weit die zur Schau getragene Manier schön oder unschön ist, hat mit dem Stil nichts zu thun, da das ästhetische Gelingen der fraglichen Manier lediglich von der künstlerischen Geschicklichkeit und Einsicht abhängt, und nur der Künstler dafür verantwortlich zu machen ist, wenn er diesen oder jenen Stil durch die Art seiner subjektiven Auffassung zur Charakterfrage (Karikatur) herabzieht.

Die Größe des Genies beruht nicht etwa darin, daß es sich kühn und vermessen über die aus der fortschreitenden Entwicklung der Kunst entstandenen Gesetze hinwegsetzt, sondern vielmehr darin, daß es den Charakter seiner Zeit in der ihm allerdings allein eigenen und darum originellen Weise, am klarsten widerspiegelt und diese dadurch zum Typus der jeweiligen Kunstpoche wird; denn welche Berechtigung auch die künstlerische Freiheit hat und wie notwendig sie für die Fortentwicklung der Kunst sein mag:

Vergebens werden ungebundene Geister  
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.  
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:  
In der Vollendung zeigt sich erst der Meister  
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

